

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Das alte, idyllisch gelegene Gutshaus in den Weinbergen strahlt Behaglichkeit aus, im Dorf geht es noch familiär zu. Für die Journalistin Mara Flemming genau der richtige Ort, um ihrem alten Leben in der Großstadt zu entfliehen. Doch warum sprechen die Einwohner immer vom »Unglückshaus«? Und was geschah mit den beiden Mädchen, die dort vor einigen Jahren spurlos verschwanden? Zunehmend beschleicht Mara das Gefühl, dass da noch jemand im Haus ist. Dass jemand sie beobachtet. Auf sie wartet.

Der neue spannende Standalone von Bestseller-Autor Mark Roderick entfaltet sein Grauen vor idyllischer Kulisse in der Pfalz.

Mark Roderick, Autor der Post-Mortem-Bestsellerserie, schreibt seine extrem spannenden Thriller besonders gerne in den frühen Morgenstunden, wenn nichts und niemand ihn vom Schreiben ablenken kann. Der Autor lebt mit seiner Familie in der Nähe von Stuttgart.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

MARK RODERICK

MORBUS

THRILLER

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S.FISCHER Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch

Frankfurt am Main, Mai 2020

© 2020 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114,

D-60596 Frankfurt am Main

Die Publikation des Buches erfolgt durch die freundliche Vermittlung
der Literarischen Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-70410-1

PROLOG

Während sein Blick langsam über den Bahnsteig von Kaiserslautern wanderte, beschlich Ottfried Gollinger ein un gutes Gefühl. Besser gesagt, eine Vorahnung – das sichere Gespür dafür, dass etwas Schreckliches passieren würde.

Ottfried war kein Hellseher. Er hatte keine Visionen, keine metaphysische Begabung, keine unerklärliche, spirituelle Wahrnehmungskraft oder etwas in der Art. Simple Statistik nährte seine düsteren Gedanken.

Es war der 26. Dezember 1958. Der zweite Weihnachtsfeiertag. Wer unglücklich war oder zu Depressionen neigte, war über die Feiertage besonders anfällig, das galt doppelt für Alleinstehende. Bei geschiedenen, verwitweten oder anderweitig verlassenem Menschen schien sich die Einsamkeit durch die weihnachtliche Feststimmung nicht zu lindern, sondern nur noch weiter zu verstärken. Wer mit dem Gedanken spielte, seinem trostlosen Leben ein Ende zu bereiten, gab seiner Neigung in dieser Zeit am häufigsten nach. Das hatte Ottfried Gollinger in einer Illustrierten gelesen.

Außerdem war Vollmond – ein nicht zu unterschätzender Faktor. Er wirkte wie ein Gefühlsverstärker, auch wenn wissenschaftlich noch nicht genau erforscht war, wie er das tat. Manche Menschen wurden bei Vollmond innerlich unruhig, manche schliefen schlecht, manche bekamen bei Vollmond reale körperliche Beschwerden.

Und manche fassten dabei den unumstößlichen Vorsatz, Selbstmord zu begehen.

Noch dazu das trübe Wetter! Bereits seit Wochen war der Himmel von einer dichten, grauen Wolkenschicht bedeckt. Meistens regnete es, einmal hatte es auch schon geschneit. Nur die Sonne wollte nicht mehr scheinen. Wen die Einsamkeit und der Vollmond nicht schafften, dem gab das verfluchte deutsche Winterwetter den Rest.

Ottfried Gollinger stellte den Kragen seiner Schaffneruniform nach oben und rückte seinen Schal zurecht. Er hätte jetzt einen heißen Kaffee vertragen können, obwohl das Thermometer heute sogar Plusgrade anzeigte. Aber wenn man wie er die meiste Zeit des Tages an der frischen Luft war, kroch einem die Kälte irgendwann in alle Glieder.

Ottfried war auch alleinstehend. Und einsam, zumindest manchmal. Vielleicht konnte er sich deshalb viel besser in die Gefühlswelt anderer Menschen hineinversetzen als seine Kollegen. Die belächelten ihn oft wegen seiner Vorahnungen. Nie nahmen sie ihn ernst, wahrscheinlich weil bisher noch keine seiner düsteren Prophezeiungen eingetreten war.

Aber heute würde es geschehen, das spürte er in jeder Faser seines Körpers. Alle Anzeichen deuteten auf ein Unglück hin!

Deshalb war er an diesem Tag besonders aufmerksam.

Erneut schweifte sein Blick über den Bahnhof. Wie ein Radar. Überall standen Menschen herum, obwohl die morgendliche Stoßzeit schon längst vorbei war. Die meisten warteten wohl auf den Regionalexpress nach Homburg oder auf die Bahn von Saarbrücken nach Mannheim, die heute an Gleis 3 halten würde.

Paare und Familien mit Kindern interessierten Ottfried

nicht. Die mochten zwar auch ihre Probleme haben, aber wenn einer von denen die Absicht gehabt hätte, sich etwas anzutun, wäre er bestimmt nicht in Begleitung gekommen.

Nein, Ottfried Gollinger achtete nur auf Personen, die allein am Bahnsteig standen.

Ein Mann, etwa sechzig Jahre alt, mit Lederjacke und Hut, fiel ihm ins Auge. Er hatte keinen Koffer dabei – verdächtig. Die meisten Fahrgäste reisten mit Gepäck. Aber vielleicht war er auch nur hier, um jemanden abzuholen.

Ottfrieds Blick blieb auf der großen Bahnhofsuhr haften. Noch zehn Minuten, bis der Regionalexpress einfahren würde. Zehn Minuten Schonfrist, die ihm blieben, um den Selbstmordkandidaten zu identifizieren – falls er vorhatte, sich vor diesen Zug zu werfen.

War es doch der Kerl ohne Koffer? Er wirkte so teilnahmslos, geradezu lethargisch. Wie jemand, der mit dem Leben abgeschlossen hatte. Je mehr Ottfried darüber nachdachte, desto sicherer wurde er, dass dieser Mann nur aus einem einzigen Grund hier war: Er bereitete sich auf sein Ende vor.

Ein paar Minuten lang beobachtete er ihn weiter, aus der Distanz, um ihn heimlich zu studieren. Etwas Besseres hatte er ohnehin nicht zu tun. Einmal fragte ihn ein älteres Ehepaar nach der Bahnhofstoilette, und Ottfried beschrieb ihnen den Weg. Danach widmete er sich wieder seinem potentiellen Selbstmörder.

Wie kann ich ihn von dem tödlichen Sprung abhalten?

Darüber hatte er sich schon oft seine Gedanken gemacht. Er würde sich eine Zigarette in den Mund stecken und ihn um Feuer bitten. Normalerweise rauchte Ottfried Gollinger nicht, wenn Züge einfuhren, weil er dann damit beschäftigt

war, den Fahrgästen beim Ein- und Aussteigen zu helfen oder ihnen Auskünfte zu erteilen. Dabei störte eine Zigarette nur.

Jetzt war sie ein willkommenes Mittel, um ein unverfängliches Gespräch zu beginnen und eine große Dummheit zu verhindern.

Noch drei Minuten bis zum Eintreffen des Regional-expresses.

Zeit, sich in Position zu begeben.

Ottfried Gollinger nahm seinen Mut zusammen und kam näher. Er hatte sich schon oft ausgemalt, wie es wäre, als Schutzengel aufzutreten, aber er hatte nicht damit gerechnet, dass er dabei so aufgeregt sein würde. Ängste und Bedenken schossen plötzlich wie lähmende Giftpfeile durch seinen Kopf. Würde er die richtigen Worte finden? Würde er es tatsächlich schaffen, diese verlorene Seele zu retten?

Oder würde er am Ende versagen?

Mehr denn je empfand er sein feines Gespür für die Selbstmordabsichten anderer als schwere Bürde, aber er wusste auch, dass er sich dieser Herausforderung stellen musste. Sonst würde er morgen nicht mehr in den Spiegel schauen können.

Er nahm die HB-Schachtel aus seiner Jackentasche, zog mit zwei Fingern eine Zigarette heraus und steckte sie sich in den Mund. Gerade als er seine Mission starten wollte, schrillte ein Pfiff über den Bahnsteig.

Der Mann neben ihm schreckte auf und sah sich um. Schließlich erkannte er einen jüngeren Mann, der gerade aus dem Bahnhofsgebäude trat und zu ihm herüberwinkte. Mit einem freudigen Lächeln eilten die beiden aufeinander zu und fielen sich in die Arme – offenbar Vater und Sohn.

Ottfried war erleichtert über diese unerwartete Wendung. Gleichwohl hielt das ungute Gefühl in der Magengegend unverändert an.

Die Gefahr ist noch nicht vorüber!

Oder bildete er sich doch nur wieder etwas ein? Heute hatte er seinen Kollegen wohlweislich nichts von seinem schrecklichen Verdacht erzählt, aus Angst, sich einmal mehr zum Gespött zu machen. Aber vielleicht hätte er sie doch lieber warnen sollen. Hier gab es viel zu viele Menschen, um sie alle allein im Auge behalten zu können.

Noch zwei Minuten bis zur Einfahrt des Zugs. Wieder wanderte Ottfrieds Blick über die Bahnsteige, diesmal hektischer, weil er spürte, wie ihm die Zeit davonlief. Er fühlte sich gehetzt. Was, wenn er sein Opfer nicht rechtzeitig identifizieren konnte? Dann würde er Zeuge eines grauenhaften Vorfalls werden!

Eine Frau stach ihm ins Auge, etwa vierzig Jahre alt. Sie trug ein zerschlissenes, blaues Kleid und darüber einen ebenso zerschlissenen, grauen Filzmantel. Beides wirkte viel zu groß für eine so zierliche Person und hing schlaff an ihr herab, als habe sie stark abgenommen. Oder als seien die Klamotten eigentlich gar nicht für sie bestimmt.

Wahrscheinlich eine Landstreicherin.

Trotz der Entfernung konnte Ottfried Gollinger deutlich ihr Gesicht erkennen. Sie wirkte scheu, beinahe ängstlich, ihre Augen zuckten unruhig hin und her, und ihre Miene schien den Sinn der Welt in Frage zu stellen.

Genau so stellte er sich den Gesichtsausdruck eines Selbstmörders vor!

Mit einem schrillen Pfiff rollte der einfahrende Zug her-

an. Der Blick der Landstreicherin wanderte unentwegt zwischen der Lokomotive und den Gleisen hin und her. Mit zaghaften Schritten näherte sie sich der Bahnsteigkante.

Zwischen ihr und dem Abgrund befanden sich jetzt nur noch zwei Personen: ein Geschäftsmann mit einer Akten tasche in der Hand und eine junge Frau mit einer schwarzen Kaschmirjacke und einer schwarzen Wollmütze auf dem Kopf. Unter dem Arm trug sie eine kleine Damenlederhandtasche, ebenfalls schwarz, genau wie ihr Rock. Sie sah aus, als trüge sie Trauer.

Die Landstreicherin rückte einen weiteren kleinen Schritt auf. Sie schien jetzt nur noch Augen für den einfahrenden Triebwagen zu haben. Ottfried Gollinger wusste: Wenn er jetzt nicht handelte, wäre es zu spät.

Zielsicher marschierte er auf die Landstreicherin zu. Die Zigarette befand sich noch in seinem Mundwinkel. Er fragte sich, ob die Frau überhaupt ein Feuerzeug besaß? Egal! Wenn nicht, musste er improvisieren. Hauptsache, er konnte sie von ihrem Vorhaben abhalten.

Pures Adrenalin jagte durch seine Adern, während er seinen Schritt beschleunigte. Der Zug war jetzt höchstens noch hundert Meter entfernt – ein zischender Vorbote aus dem Jenseits.

Behertzt eilte Ottfried weiter. Er lief nicht mehr, nein, er rannte. Nur noch wenige Schritte trennten ihn von seinem Ziel, als die Landstreicherin plötzlich stehen blieb, dicht hinter den beiden anderen Passanten.

Dem letzten Schutzwall vor dem Sturz in die Hölle.

Sie zögerte.

Wartete.

Ottfried Gollinger sprach sie an.

»Sie haben nicht zufällig Feuer für mich? Ich muss meine Streichhölzer verlegt haben.«

Die Landstreicherin sah ihn verwirrt an. Damit hatte sie offenbar nicht gerechnet.

Sehr gut! Zumindest habe ich sie abgelenkt.

Trotz des trüben Wetters fiel Ottfried die Blässe in ihrem Gesicht auf. Ihre Haut war kalkweiß, wie bei einem Kranken oder bei jemandem, der unter extremer Angst litt.

Aber da war noch etwas anderes. Etwas, das überhaupt nicht zu dem passte, was Ottfried Gollinger erwartet hatte. Eine Kleinigkeit in ihrem Blick, der ihn schaudern ließ.

Entschlossenheit.

Eiserne Entschlossenheit sogar.

Nein, mehr noch. Aber was?

Während er verzweifelt versuchte, die Miene der Frau richtig zu interpretieren, trat sie einen Schritt zur Seite, weg von ihm.

Sie springt!

Dessen war Ottfried Gollinger sich jetzt hundertprozentig sicher. Heute hatte sein Instinkt ihn nicht betrogen!

Er setzte nach, griff nach dem Arm der Frau, versuchte, sie an sich zu ziehen. Doch sie riss sich mit erstaunlicher Kraft von ihm los.

Von da an spielte sich die Szene für Ottfried Gollinger wie in Zeitlupe ab.

Die einfahrende Lokomotive ...

Die Landstreicherin, die ins Taumeln geraten war ...

Ihre spinnenartigen Finger, die nach der jungen Frau in der Trauerkleidung grabschten ...

Als habe sie es sich in letzter Sekunde doch noch einmal anders überlegt ...

Für einen winzigen Moment sah es sogar so aus, als habe sie gar nie vorgehabt, sich selbst vor den Zug zu werfen, sondern die andere Frau, die in diesem Augenblick einen Entsetzensschrei ausstieß, weil sie die Gefahr erkannte.

Ottfried Gollinger stand nur eine Armeslänge daneben. Während der Schrei ihm beinahe das Trommelfell platzen ließ, traf ihn die Erkenntnis so hart, dass er zu Stein erstarrte.

Hass!

Das war es, was er gerade eben in den Augen der Landstreicherin hatte auflodern sehen.

Blindwütigen, abgrundtiefen Hass.

Worauf und warum? Das spielte jetzt keine Rolle! Fest stand nur, dass diese unerwartete Wendung ihn mit Angst erfüllte – denn die Frau verhielt sich nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Im Gegenteil, sie schien nun völlig unberechenbar geworden zu sein. Ihre Finger bekamen die schwarze Kaschmirjacke zu fassen.

Krallten sich darin fest.

Schienen sie nie mehr loslassen zu wollen.

Der Schrei der Frau in Schwarz änderte sich. Er klang jetzt beinahe unmenschlich – wie ein schriller Laut aus einer jenseitigen Welt. Ein solches Geräusch brachte man nur über die Lippen, wenn der kalte Hauch des Todes einem entgegenschlug.

Erst als der Schrei – oder was immer das war – im nächsten gellenden Pfiff der heranstampfenden Lok unterging, löste sich Ottfrieds Schreckenstarre. Rasch klammerte er sich an die schwarz gekleidete Frau, um sie vor dem Sturz zu

bewahren, doch die Landstreicherin, die inzwischen schräg an der Bahnkante hing, zog von der anderen Seite wie ein Bergsteiger an einer Steilklippe.

Es war wie ein Tauziehen zwischen Leben und Tod.

Als die Landstreicherin sich mit einem plötzlichen Ruck ins Hohlkreuz legte, wusste Ottfried Gollinger, dass er verloren hatte. Beide Frauen stürzten auf die Gleise, er selbst taumelte wie betäubt hinterher. Bis zur letzten Sekunde versuchte er, die Frau mit dem Kaschmirmantel und der Wollmütze zu retten – vergeblich. Er musste sie loslassen, sie ihrem Schicksal überantworten.

Einsehen, dass die Macht der Vorsehung stärker war als er.

Seine Finger lösten sich. Menschen schrien. Der bremsende Zug verursachte ein grässliches metallisches Quietschen, das ihm durch und durch ging. Aber er wusste genau, dass das stählerne Monster nicht rechtzeitig zum Stillstand kommen würde.

Er wollte einen Schritt zurücktreten, wurde aber nach vorne gezogen.

Was um alles in der Welt ...?

Etwas zerrte an ihm: die Hände der Frau in Schwarz. Sie lag noch gar nicht auf den Gleisen, sondern hatte sich voller Panik in seine Uniform gekrallt!

Obwohl er mit aller Gewalt dagegen ankämpfte, kippte Ottfried Gollinger vornüber wie ein gefällter Baum, über ihm die kreischende Menschenmenge, unter sich die beiden schreienden Frauen. Das Letzte, was er sah, war die Front des Triebwagens, die wie eine Urgewalt auf ihn zurollte und ihn unter sich begrub.

KAPITEL 1

»**DAS ist es?** Du willst mich auf den Arm nehmen!«

Im Rückspiegel sah Mara Flemming die großen Augen ihrer Freundin Barbara. Sogar der Mund stand ihr offen.

»Das ist ja fast eine Burg!«

Mara musste unwillkürlich lächeln. »Du übertreibst. Aber ich freue mich, wenn es dir gefällt.«

Sie bog von der Serpentinastraße in die geschotterte Einfahrt zu ihrem neuen Wohnsitz ein. Unter den Reifen knirschten die Steine.

Der Parkplatz befand sich, ebenso wie das Haus, auf einer großen, künstlich angelegten Bergterrasse. Mara hielt ihren Škoda links neben dem Waldrand, damit der Umzugswagen, der in Kürze hier eintreffen würde, genug Platz zum Rangieren hatte.

Die Frauen stiegen aus. Mara trug Jeans, Turnschuhe und Pullover. Ihr schulterlanges, brünettes Haar hatte sie nach hinten zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Selbst Barbara war heute leger gekleidet. Als Chefredakteurin der FAZ trug sie auch in ihrer Freizeit selten etwas anderes als Blusen, Röcke und Stöckelschuhe, aber heute hatte sie anlässlich des Umzugs ein Baumwollhemd und eine Latzhose angezogen.

»Die Aussicht ist ja der Hammer!«, rief sie mit echter Begeisterung in der Stimme. Sie überquerte den Parkplatz bis

zur Terrassenkante, von wo aus man freie Sicht über die Weinberge hatte, vor allem an einem wolkenfreien Tag wie diesem. »Es ist der reinste Frevel, sich nur zum Schreiben hierher zurückzuziehen. Du solltest ein Hotel eröffnen!«

Mara schmunzelte. Bei der ersten Besichtigung des Anwesens waren ihr genau dieselben Gedanken gekommen.

»Ich hoffe, du wirst hier so glücklich, wie Barbara es im Moment ist«, sagte Sabine, Maras zweite Begleiterin an diesem Tag.

»Ich denke, das war die beste Entscheidung meines Lebens«, antwortete Mara. »Vermutlich werde ich dir ewig dafür dankbar sein. Ohne dich wäre dieser Traum nicht in Erfüllung gegangen.«

Sie wollte Sabine damit ein Kompliment machen, aber die wirkte eher distanziert. Vielleicht war sie traurig, weil Mara so weit von Frankfurt wegzog. Ein bisschen wehmütig machte sie das auch. Sie würde Sabine, Babsi und alle anderen bestimmt schon bald vermissen.

»Hättest du mir nicht den Prospekt gegeben, hätte ich dieses Haus nie besichtigt«, fuhr Mara fort. »Dann wäre ich immer noch in der Großstadt und würde Leni vernachlässigen. Ich bin sicher, dass ich hier eine bessere Mutter für sie sein kann. Außerdem laufe ich in Naunheim nicht ständig Gefahr, meinem Trottel von Exmann über den Weg zu laufen.«

Sabine hatte ihr den Immobilienprospekt vor zwei Monaten zugesteckt, kurz nach der Scheidung, weil sie genau gespürt hatte, wie dringend Mara einen Tapetenwechsel brauchte. Die beiden kannten sich schon eine Ewigkeit, vertrauten sich blind und wussten genau, wie die andere fühlte.

Mit dem Prospekt und allem, was darauf folgte, hatte Sabine es geschafft, Mara aus der schlimmsten Krise ihres Lebens herauszuziehen.

»Du bist meine beste Freundin, das weißt du, nicht wahr?«, raunte Mara leise, so dass Babsi sie nicht hören konnte. »Der Umzug wird daran nichts ändern.«

Sie nahm Sabine in den Arm und drückte sie an sich, merkte aber, dass ihr das unangenehm war. Verunsichert ließ sie wieder von ihr ab.

»Was ist los mit dir? Du warst schon die ganze Fahrt über so ruhig.«

Sabine wich Maras Blick aus und schwieg.

»Stress mit Hannes?«

Hannes war Sabines Göttergatte – zumindest hielt er sich dafür. In Maras Augen war er nur ein sportbegeisterter Schwätzer mit völlig übersteigertem Selbstwertgefühl. Natürlich hatte sie das Sabine gegenüber noch nie so deutlich erwähnt, aber meistens lag es an Hannes, wenn Sabine schlechte Laune hatte.

»Ich bin nur ein bisschen müde«, sagte Sabine. »Es war eine anstrengende Woche.«

Mara nickte. Obwohl sie ahnte, dass das nur eine Ausrede war, beschloss sie, nicht weiter darauf einzugehen. Wenn Sabine im Moment nicht darüber sprechen wollte, musste sie das akzeptieren. Vielleicht ergab sich später die Gelegenheit für ein klärendes Gespräch.

Barbara kam wieder zu ihnen zurück, immer noch mit dem Ausdruck überschwänglicher Begeisterung im Gesicht.

»Welche Bank hast du überfallen, um dir das hier leisten zu können?«, fragte sie.

»Wir sind auf dem Land, Babsi«, antwortete Mara. »Das kannst du nicht mit Frankfurt vergleichen.«

»Aber geschenkt kriegst du so was hier auch nicht. Also raus mit der Sprache: Was hat das alles gekostet? Eine Million, wette ich – *Minimum*.«

»So viel Geld hätte ich im Leben nicht zusammenbekommen.«

Barbara machte ein skeptisches Gesicht. »Gehören dir auch die Weinberge?«

Mara schüttelt den Kopf. »Nein, die sind an die örtlichen Winzer verpachtet. Mir gehört nur das Haus, der Garten, der Parkplatz und ein bisschen Land drum herum. Genau genommen gehört es gar nicht mir, sondern der Bank. Noch mindestens zwanzig Jahre lang.«

»Mitleid bekommst du von mir keines. Nicht *dafür*«, sagte Babsi. »Du bist wirklich ein unverschämter Glückspilz!«

Mit den Kartons und dem Putzzeug aus dem Kofferraum marschierten die drei Frauen über den Schotterplatz zum Haus – einem trutzigen Gemäuer mit einem dicken, unverputzten Steinsockel und einem imposanten Walmdach, dem man das Alter deutlich ansah. Doch genau das war es, was Mara so gut daran gefiel. Das Haus war nicht von der Stange, kein am Reißbrett entworfenes Gebäude ohne Charme und Charakter, sondern ein historischer Bau mit Ecken und Kanten, mit Patina an den Wänden und mit Fenstern, die im Verhältnis zur Stärke der Mauern viel zu klein wirkten. Im Winter strahlte dieses Haus wahrscheinlich ein gewisses Maß an Düsternis aus, das konnte Mara sich zumindest gut vorstellen, aber bei klarem Himmel und Sonnenschein, so wie heute, verströmte es mit seinem sand-

steinfarbenen Teint eine heimelige Freundlichkeit, die bei ihr ein Wohlgefühl auslöste.

Dieses Haus atmete den Geist alter Tage. Vom ersten Moment an hatte es Mara inspiriert.

Der Parkplatz ging nahtlos über in einen sauber angelegten Gemüse- und Blumengarten rund ums Haus. Hübsche, mit Rabattsteinen versehene Wege führten durch die Beete. An einer Stelle stand, flankiert von zwei Holzbänken, eine Vogeltränke aus verwittertem, weißem Marmor.

Wenn man den Blick schweifen ließ, gab es bergauf nur Wald, ins Tal hinunter nur Weinreben. Einzige Zufahrt zum Anwesen war die Serpentinstraße, über die sie gekommen waren. Sie schlängelte sich in engen Windungen von Naunheim herauf und führte oben am Berg weiter bis ins fünf Kilometer entfernte Maikammer.

Der Eingang des Hauses war mit einem kleinen Vordach versehen. Mara schloss die schwere Eichenholztür auf, und die Frauen traten ein. Nach dem Garderobenbereich folgte ein großer Wohnraum, der Mara schon ab dem ersten Moment an einen mittelalterlichen Festsaal erinnerte. Dunkle Holzmöbel bestimmten das Bild, von der Decke hing ein alter Kronleuchter herab. Rechts ging der Raum in die offene Küche über. Links befand sich in einiger Entfernung ein großes Panoramafenster, das durch den zugezogenen Samtvorhang im Moment allerdings nur zu erahnen war.

»Du musst mir unbedingt alles zeigen, bevor der Umzugswagen ankommt!«, sagte Babsi. »Das ist ja die reinste Geistervilla!«

Mara nickte amüsiert. »Willst du auch noch mal eine Runde mit uns drehen?«, fragte sie Sabine, die schon bei

der ersten Besichtigung vor sechs Wochen dabei gewesen war.

»Ich fange lieber schon mal an, die Küchenschränke aus-
zuputzen, bevor die Kartons mit dem Geschirr ankommen«,
antwortete Sabine. Offenbar zog sie es vor, allein zu sein.

»Dann bis gleich.«

Mara wandte sich wieder an Babsi und versuchte dabei,
sich ins Gedächtnis zu rufen, was die Maklerin bei der Be-
sichtigung erzählt hatte.

»Die Außenmauern und ein Teil der Innenmauern stam-
men noch aus dem neunzehnten Jahrhundert«, sagte sie.
»Damals wurde das Gebäude von einer Winzerfamilie aus
der Region errichtet. Der obere Teil des Hauses, also das erste
Stockwerk und das Dachgeschoss, wurde erst in den 1960ern
ausgebaut und vor etwa zehn Jahren saniert. Aber ich denke,
wir sollten bei unserem Rundgang mit dem Keller beginnen.
Der wird dir gefallen. Dort ist es wirklich gruselig!«

Durch die Küchentür neben dem Kühlschrank gelangten
sie zur Kellertreppe, die über zwei Absätze zu einem düste-
ren, alten Gewölbe führte, so groß, dass man dort eine ganze
Kompanie hätte unterbringen können. Durch eine Reihe
kleiner, vergitterter Fenster fiel Sonnenlicht herein. Feiner
Staub schwebte in der Luft, als sie den weitläufigen Raum
betraten. Übermannshohe Holzfässer reihten sich entlang
der Wand bis nach hinten, wo sich der Raum irgendwo im
Halbdunkel verlor.

Obwohl hier unten alles mit den alten Sachen des Vor-
besitzers vollgestopft war, konnte Mara sich bildlich vor-
stellen, wie früher in diesem Keller gearbeitet worden war.
Sie verstand nichts vom Keltern, doch der leichte Eichen-

holzgeruch, den die Fässer immer noch absonderten, vermischt mit den Aromen von schwerem Rotwein, beflügelten ihre Phantasie.

»Du hast nicht zu viel versprochen«, murmelte Babsi, während ihr Blick durch den Raum glitt. »Ich komme mir vor wie in einem alten Dracula-Film. Es würde mich nicht wundern, wenn hier unten ein Vampir in einem Sarg herumliegt.«

»Na toll! Jetzt werde ich jedes Mal, wenn ich in den Keller muss, an Christopher Lee denken!«, sagte Mara. Sie schüttelte amüsiert den Kopf, wünschte sich jedoch insgeheim, dass Babsi die Bemerkung unterlassen hätte. Nicht, dass sie an Vampire glaubte, aber aus irgendeinem Grund trieb ihr die Vorstellung einen Schauer über den Rücken.

Das Obergeschoss, das sie nach dem Keller besichtigten, wirkte im Vergleich dazu wie eine andere Welt. Hier befanden sich modern eingerichtete, helle Zimmer sowie ein schönes, großes Bad.

»Leni und ich werden vorwiegend hier wohnen«, sagte Mara. Leni war ihre fünfjährige Tochter, die übers Wochenende bei ihrer Kindergartenfreundin Jule in Frankfurt übernachten durfte, um ihr den Abschied zu erleichtern.

Sie gingen wieder nach unten ins Erdgeschoss.

»Das Beste kommt jetzt«, sagte Mara auf der Treppe.

»Ich bin gespannt, wie du das noch toppen willst.«

Mit einem breiten Grinsen im Gesicht führte Mara ihre Freundin durchs Wohnzimmer in einen daran angrenzenden, beeindruckend großen Raum.

»Voilà – die Hausbibliothek«, sagte sie mit ausgebreiteten Armen.

An den weiß gekalkten Wänden standen deckenhohe, offene Regale aus schwarzem Holz, in denen sich unzählige Bücher reihten. Mara hatte sie nicht gezählt, aber es mussten Tausende sein – moderne Taschenbücher unterschiedlicher Genres, Romane wie Sachbücher, gebundene Jahrbände, diverse Klassiker in edlen Sonderausgaben, sogar ein paar historische Folianten mit goldenen Lettern auf dem Rücken befanden sich darunter. Ein Lederohressel und ein massiver Schreibtisch aus geöltem Holz vervollständigten das Bild. Man kam sich vor wie vor hundert Jahren.

»Hier werde ich mein Arbeitszimmer einrichten«, sagte Mara. »Kannst du dir einen besseren Ort vorstellen, um ein Buch zu schreiben?«

Babsi sagte nichts, aber man konnte ihr an den Augen ablesen, wie beeindruckt sie war.

»Jetzt gibt es nur noch die Terrasse«, sagte Mara. »Dann ist unsere Führung beendet.«

Im Wohnzimmer schob sie den schweren Samtvorhang beiseite und führte Babsi durch eine Glastür nach draußen. Die Vormittagssonne strahlte ihnen warm ins Gesicht, Vögel zwitscherten in den Weinbergen, ein Schwarm Fruchtfliegen tanzte in der Luft. Über die gusseiserne Brüstung hinweg hatte man einen Bilderbuchblick ins Tal hinab, besser als auf jeder Postkarte. Die Weinreben und Wälder rings um sie herum schimmerten in den leuchtendsten Herbstfarben. Am Fuß des Bergs lag das Örtchen Naunheim. Im Wasser des Argenbachs, der träge durchs Tal mäanderte, glitzerte das Sonnenlicht wie ein Meer aus Diamanten. Von hier oben erinnerten die Häuser an kleine, weiß-rote Bauklötze in einer liebevoll gestalteten Spielzeuglandschaft.

Es war ein friedliches Idyll, wie in Maras Kindertagen.

Hinter sich hörte sie ein Geräusch. Als sie sich umdrehte, stellte sie fest, dass Sabine ihnen auf die Terrasse gefolgt war.

»Ohne diese Frau wären wir heute nicht hier«, betonte sie noch einmal, in der Hoffnung, Sabine damit aufzumuntern, denn die schaute immer noch nicht besonders glücklich drein. »Komm her und lass uns noch ein bisschen die Sonne genießen, bevor die Arbeit beginnt!«

Mit diesen Worten schnappte sie Sabines Hand, um sie zu sich zu ziehen, doch die zuckte regelrecht zusammen – nur einen winzigen Augenblick, aber zu auffällig, um es einfach zu ignorieren.

»Was ist los?«, fragte Mara und ließ von ihr ab.

»Nichts ...« Sabine rieb sich das Handgelenk. Mara bemerkte, dass es unter dem dicken Armreif bläulich verfärbt war.

»Bist du verletzt?«

»Nein.«

»Hat Hannes das getan?«

Sabines Miene verdüsterte sich noch mehr. »Hannes ist nicht so schlecht, wie du denkst«, zischte sie. »Und jetzt kein Wort mehr davon, hörst du?«

Es entstand eine unangenehme Pause, in der Mara spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg.

»Wenigstens scheint die nächste Shoppingmöglichkeit meilenweit entfernt zu sein«, sagte Babsi, als würde sie sich darüber freuen, endlich etwas zum Meckern gefunden zu haben. Mara ahnte allerdings, dass sie damit nur die peinliche Situation überspielen wollte. »Da unten gibt es

wahrscheinlich nur einen Bäcker und einen Metzger und vielleicht noch eine Apotheke, hab ich recht?»

»Dort gibt es alles, was man fürs tägliche Leben benötigt«, entgegnete Mara dankbar. Sabine war heute wirklich nicht besonders gut drauf! »In Naunheim gibt es sogar einen Arzt, einen Edeka und einen Sportverein. Und wenn man mal etwas Abwechslung will, sind Landau und Neustadt nicht weit entfernt.«

Babsi schüttelte fassungslos den Kopf. »Du wohnst künftig also in einem riesigen Haus in perfekter Lage, und das Ganze zu einem Spottpreis. So viel Glück kann es im echten Leben doch gar nicht geben! Mein Reporterinstinkt sagt mir, dass irgendetwas an dieser Sache nicht stimmt. Raus mit der Sprache, was ist es?«

»Muss denn immer alles einen Haken haben?«, erwiderte Mara und winkte ab. »Tut mir leid, aber es gibt keinen.«

Höchstens einen, aber der hat mit dem Haus nichts zu tun: Theodor Flemming, mein Vater.

Bei dem Gedanken an ihn wurde ihr eiskalt ums Herz.